

Leseprobe aus:

Petra Schier

Das Haus in der Löwengasse



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Kapitel 1

Kalt. Das war die erste Empfindung, die Pauline wahrnahm. Etwas kratzte an ihrer Wange. Mit einiger Anstrengung kämpfte sie sich durch den Nebel des Schlafes und öffnete die Augen. Zunächst sah sie nichts als Finsternis. Erst allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit, den Geruch nach Heu und Pferd. Ein Schnauben gleich neben ihrem Ohr ließ sie hochschrecken. Ihr Herz schlug heftig. Wo befand sie sich? In einem Stall?

Kaum hatte sie sich diese Frage gestellt, als die Erinnerung auch schon über sie hereinbrach. Der Polizist, der sie abgeführt hatte. Das Gefängnis. Frau Buschner, die gekommen war, um sie zu entlasten; die ihr das Geld für die Postkutsche gegeben hatte und eine Tasche mit ihren Habseligkeiten darin. Nicht alles, was Pauline einmal besessen hatte. Natürlich nicht, wozu auch? Es war Pauline schon wie ein Wunder erschienen, dass ihre ehemalige Arbeitgeberin sich überhaupt herabgelassen hatte, ihr zu helfen. Noch jetzt klangen ihr Hermine Buschners Worte in den Ohren: «Fräulein Schmitz, diese Angelegenheit ist mir äußerst unangenehm, wie Sie sich vorstellen können. Sie haben sich in meinem Haushalt unmöglich gemacht und damit nicht nur unserem Ruf geschadet, sondern den Ihren auf immer zerstört. Ich weiß, dass dies nicht Ihre Schuld ist, sondern die meines Gatten, doch das ändert nichts an den Tatsachen. Ich wünsche, dass Sie die Stadt verlassen, und zwar so schnell und so weit wie möglich. Gegenüber der Polizei habe ich angegeben, dass es sich bei den Vorwür-

fen, die mein Gatte gegen Sie erhoben hat, um ein Missverständnis handelt. Dafür verlange ich von Ihnen, dass Sie sich nie wieder in Bonn blicken lassen. Sie dürfen das Gefängnis heute noch verlassen. Von Ihren Besitztümern habe ich mitgebracht, was in diese Reisetasche passte. Außerdem den Ihnen noch zustehenden Lohn für die vergangenen beiden Monate sowie eine Fahrkarte für die Postkutsche, die morgen früh um acht Uhr in Richtung Köln fährt. Mehr kann ich nicht für Sie tun, Fräulein Schmitz – und ehrlich gesagt, will ich auch gar nicht. Halten Sie sich von Bonn und unserer Familie fern. Aber ich gebe Ihnen den einen guten Rat: Vermeiden Sie es, noch einmal in eine derart prekäre Lage zu geraten. Sie sind eine kluge junge Frau. Es wäre schade, wenn Sie in der Gosse landen würden, obgleich ich fürchte, dass Sie davon nicht mehr allzu weit entfernt sind.»

Pauline schauderte, wenn sie daran dachte, welch Härte gerade in den letzten Worten gelegen hatte. Dennoch hatte Frau Buschner ihr geholfen. Hatte sie ein schlechtes Gewissen gehabt? Am liebsten hätte Pauline alles, was mit der Familie des Feldwebels Friedhelm Buschner zusammenhing, auf immer und ewig vergessen. Doch das war nicht möglich, denn was ihre ehemalige Arbeitgeberin gesagt hatte, entsprach leider der Wahrheit: Pauline hatte ihren Ruf ein für alle Mal zerstört. Sie war ein gefallenes Mädchen. Unwürdig, von anständigen Menschen auch nur angesehen zu werden. Schmutzig. Verachtenswert. Und überdies fast vollkommen mittellos. Das bisschen Lohn in ihrer Geldbörse würde schnell aufgebraucht sein. Und was dann? Was sollte sie tun? Wohin sich wenden? An ein Armenhaus? Was würde Onkel Theobald sagen, wenn er sie so sehen könnte? Wie tief enttäuscht wäre er.

Doch Onkel Theobald war tot. Es war niemand mehr da, den

es auch nur einen Deut kümmerte, was aus ihr wurde. Sie konnte ebenso gut tot sein. Wer würde es schon bemerken, wer sich grämen?

Pauline setzte sich kerzengerade auf. Was waren das für entsetzlich gottlose Gedanken? Sie war nicht tot. Sie lebte, und sie musste einen Weg finden, aus ihrer misslichen Lage wieder herauszufinden.

Ein erneutes Schnauben neben ihrem Kopf veranlasste sie, von ihrem Heulager aufzustehen. Umständlich klopfte sie Staub und Halme von ihrem braunen Mantel und dem cremefarbenen, mit hellgelben Blüten bestickten Kleid. Inzwischen war es in dem Stall etwas heller geworden, und die braune Stute, in deren Verschlag Pauline die Nacht verbracht hatte, musterte sie neugierig.

Pauline hob zaghaft die Hand und streichelte dem Tier über die Nüstern. «Danke, dass du mir heute Nacht Obdach gewährt hast», murmelte sie. «Aber jetzt muss ich gehen, ehe noch jemand kommt und mich bemerkt.»

Sie nahm ihre Tasche und schlich zum Stalleingang. Die Morgenluft war herbstlich kühl, irgendwo bellte ein Hund. Nicht weit entfernt quietsche etwas, das sich wie eine Brunnenkette anhörte. Sie musste hier weg, bevor jemand sie entdeckte. Als sie an der Latrine vorbeikam, die sich gleich neben dem Stall befand, wurde sie sich des Drucks ihrer Blase bewusst. Rasch blickte sie sich um; niemand war zu sehen. Also ging sie das Wagnis ein und erleichterte sich. Wenig später stand sie auf der Straße. Unschlüssig sah sie sich nach allen Seiten um. Wohin sollte sie nur gehen? Sie kannte niemanden in Köln, hatte sogar ein wenig Angst vor der großen Stadt. Was gab es hier schon für eine mittellose, unverheiratete Frau ohne Familie? Die Gosse? Würde sie tatsächlich dort enden?

Tränen stiegen in ihre Augen, doch sie drängte sie zurück. Weinen würde ihr nicht helfen. Sie schloss die Finger fester um den Griff ihrer unförmigen Reisetasche. Sie würde in die Stadt gehen. Hier in den Vororten gab es keinen Platz für sie. Aber vielleicht fand sie in einem der Bürgerhäuser innerhalb der Stadtmauern eine Anstellung.

Zuerst musste sie sich eine Zeitung besorgen. Darin standen immer Stellenangebote, auch für Frauen. Vielleicht fand sie eine Agentur, die Arbeitsplätze vermittelte. Sie hatte eine solche von ihrem Heimatort Bad Bertrich aus beauftragt, ihr eine Stellung als Gouvernante zu vermitteln, nachdem ihr Onkel gestorben war. So war sie nach Bonn gekommen. Das Angebot der Buschners hatte so verlockend geklungen, dass sie unmöglich hatte ablehnen können. Eine große Familie mit sieben Kindern, aber nur die beiden jüngsten Töchter sollte sie unterrichten und erziehen. Sie erhielt einen anständigen, ja sogar überdurchschnittlichen Lohn und eine eigene kleine Kammer in der Mansarde. Ungeheizt zwar, aber hübsch eingerichtet. Alles war ganz wunderbar gewesen, die beiden Mädchen ein Ausbund an Tugendsamkeit und Gehorsam. Es war eine Freude, sich um sie zu kümmern. Drei Monate lang war Pauline richtig glücklich.

Sie schloss kurz die Augen. Nein, sie wollte nicht mehr daran denken. Wenn sie es verdrängte, es aus ihren Gedanken ausklammerte, würde vielleicht niemand merken, was mit ihr geschehen war. Man sah es ihr doch nicht an. Kein Mensch konnte in ihren Kopf sehen, ihre Gedanken lesen oder ihre Gefühle wahrnehmen. Hier in Köln wusste niemand, wie der Hausherr sie immer angesehen hatte; wie er ihr mit süßen Worten Komplimente gemacht und ihr geschmeichelt hatte. Wie er sie dazu gebracht hatte, in ihm mehr als nur ihren Arbeitgeber zu sehen.

Oh, wie hatte sie sich gegenüber seiner Gattin geschämt! Aber die anderen Dienstboten, vor allem die Mägde, hatten gesagt, sie solle sich nicht so anstellen. Sie habe doch eine wunderbare Stellung, da müsse sie der Herrschaft schon ein bisschen Dankbarkeit zeigen. So hatte es auch Friedhelm Buschner ausgedrückt: Sie schuldete ihm etwas, sollte dankbar sein für die gute Stellung, die er ihr bot. Sie war ja auch dankbar und fühlte sich auch irgendwie geschmeichelt von seinen Worten, von den Blumen, die er ihr manchmal zusteckte, oder von dem Konfekt, das sie hin und wieder auf ihrem Kopfkissen fand. Und es war ja auch alles ganz unschuldig gewesen. Er hatte lediglich ein wenig mit ihr pousiert, manchmal sogar ganz unverschämt in Anwesenheit seiner Gattin. Pauline war dann immer fast gestorben vor Verlegenheit.

Sie schüttelte energisch den Kopf. Nicht mehr daran denken!, mahnte sie sich. Es war aus und vorbei. Bonn war weit weg und damit auch Friedhelm Buschner. Vielleicht nicht weit genug, aber fürs Erste musste es reichen. Und solange sie keine neue Anstellung hatte, würde sie hier in Köln bleiben.

* * *

Gegen Mittag hatte sie den Stadtkern erreicht. Geschäftiges Treiben herrschte hier. Große zweiachsige Landauer, kleine einspännige Wagen und schwere Fuhrwerke fuhren an ihr vorüber. Handwerker, Mägde und Hausfrauen bevölkerten die Marktplätze. Dazwischen flanierten die Herren und Damen der höheren Kreise, die entweder in Geschäften unterwegs oder samt einem Tross aus Dienstboten mit Einkaufen beschäftigt waren.

Pauline blickte sich mit großen Augen um. Niemals zuvor war sie in einer so großen Stadt gewesen. Als sie den riesigen, unvoll-

endeten Dom erreichte, stockte ihr regelrecht der Atem. Was für ein Bauwerk! Sie legte den Kopf in den Nacken und blickte stauend an der Fassade empor, bis jemand sie unsanft anrempelte.

«Dumme Trin!», schimpfte eine korpulente Frau, die zwei schwere Eimer trug und sie unfreundlich taxierte. «Häls' wohl Maulaffen feil! Du stehs' im Wääch, Mädsche! Mach, dat de vun dr Strooß küss'!»

Erschrocken trat Pauline beiseite, denn vor lauter Schauen hatte sie nicht bemerkt, dass hinter ihr weitere Pferdegespanne aufgetaucht waren. So viel Verkehr war sie nicht gewöhnt. Rasch drückte sie sich an den Straßenrand. Sie wollte der Frau danken, doch diese war bereits weitergegangen, ohne sie zu beachten.

Die Tasche in ihrer Hand schien immer schwerer zu werden. Einige Passanten musterten sie neugierig, machten jedoch einen kleinen Bogen um Pauline.

Waren ihre Kleider schmutzig? Ihr Haar unordentlich? Vorsichtig tastete sie nach ihrem Kopf, der von einer einfachen, schmucklosen und nicht zu großen Schute bedeckt war, unter der sie ihr welliges honigblondes Haar fest hochgesteckt hatte. Natürlich gab es keine modischen Korkenzieherlöckchen an ihren Schläfen. Für aufwendiges Frisieren war keine Zeit mehr gewesen. Wahrscheinlich sah man ihr die Aufregung und Anstrengungen der vergangenen beiden Tage an. Sie hatte versucht, sich nicht schmutzig zu machen. Ihr Kleid war dennoch inzwischen verknittert und am Saum eingestaubt. Würde sie in diesem Aufzug überhaupt eine Anstellung finden?

Pauline seufzte innerlich. Als Gouvernante würde sie so gewiss niemand haben wollen. Sie musste sich irgendwo waschen und zurechtmachen. Aber wo? Sie hatte ja nicht einmal ein Dach über dem Kopf. Zwar gab es in Köln bestimmt Mietshäuser, in

denen einzelne Zimmer vermietet wurden, aber nicht an allein-stehende Frauen. Oder wenigstens nur dann, wenn sie eine feste Stelle hatten – in einer Manufaktur oder Fabrik vielleicht.

Sie machte kehrt und ging die Hohe Straße entlang. Dabei kam sie am Redaktionsgebäude der *Kölnischen Zeitung* vorbei, vor dem ein Junge von höchstens zehn oder elf Jahren die neueste Ausgabe ausrief. Rasch kramte sie ein Geldstück aus ihrer Börse und kaufte sich ein Exemplar.

Mitten auf der belebten Straße konnte sie die Zeitung nicht nach Stellenanzeigen absuchen. Also machte sie sich auf die Suche nach einem ruhigen Ort. Bald befand sie sich auf einem kleinen Platz. Dem Namen an der Fassade eines Kaufmanns zu-folge war es der Laurenzplatz. Neugierig trat sie näher an das große Schaufenster des Geschäfts heran. Es handelte sich um ei-nen Kolonialwarenladen. Neben Tabak, Zucker und Kakao gab es dort auch andere Genussmittel, getrocknete Früchte, Gewürze und importierte Alltagsgegenstände wie elfenbeinerne Kämmе, seltene Stoffe, wundersame geschnitzte Figuren und allerlei mehr zu kaufen.

Wehmütig betrachtete Pauline die Auslagen. Sie war bei ih-rem verwitweten Onkel aufgewachsen und nie sonderlich wohl-habend gewesen. Dennoch hatten sie sich Kaffee, Kakao und hin und wieder Feigen oder andere Südfrüchte gegönnt. Nun schien es ihr, als wäre diese Zeit ein für alle Mal vorbei. Ihr Magen knurrte. Heute wäre sie schon mit einem Butterbrot und einem Becher Wasser zufrieden gewesen. Vielleicht einem schmackhaften Apfel. Doch sie scheute sich, Geld auszugeben, denn sie wusste nicht, wie lange sie mit dem wenigen, das sie noch hatte, würde auskommen müssen.

«He da! Weg von meinem Fenster», rief eine aufgebrachte

Männerstimme hinter ihr. Erschrocken drehte sie sich um und sah sich einem kräftigen, grauhaarigen Mann mit Kinnbart und erboster Miene gegenüber. «Was hat du hier zu suchen, Mädchen? Geh von dem Fenster weg, du versperrst meinen guten Kunden die Sicht.»

«Entschuldigung.» Pauline machte einen Schritt rückwärts. «Ich wollte nicht ... Ich habe nur ...»

«Nun hau schon ab.» Der Mann wedelte ungeduldig mit der rechten Hand, dann fiel sein Blick auf die Zeitung, die unter Paulines Arm klemmte, und ihre Reisetasche. «Oder bist du die Neue?»

Pauline schluckte. «Die Neue?»

Der Mann musterte sie eingehend. «Ja, die neue Magd. Bist wohl nicht allzu helle, wie? Haben dich deine Eltern ganz allein hergeschickt? Ohne Begleitung? Na, egal. Siehst ja ganz ordentlich aus. Dann komm mal mit rein. Meine Frau wird sich freuen, dass sich so schnell jemand für die Stelle gefunden hat.»

Pauline zögerte nur kurz. Vielleicht hatte ihr Glück sie doch nicht ganz verlassen. Wenn sie hier eine Stellung fand, wären ihre schlimmsten Sorgen erst einmal beseitigt. Also folgte sie dem Mann in das Geschäft. Es roch nach orientalischen Gewürzen, gemahlenem Kaffee und Seife.

«Hier entlang», sagte der Kaufmann und deutete auf eine Tür im hinteren Teil des Ladens. «Ariane!», brüllte er in harschem Befehlston. «Komm runter, die neue Magd ist da.»

Von irgendwo im Haus wurden eilige Schritte laut, Augenblicke später erschien eine sehr gepflegte Dame im weißen Muselinkleid in der Hintertür. Ihr hellblondes Haar war in adrette Locken gelegt und unter einem ausladenden Hut hochgesteckt. «Die neue Magd?» Sichtlich überrascht musterte sie Pauline von Kopf

bis Fuß. «Die Anzeige ist doch erst seit gestern in der Zeitung. Das ging aber schnell. Wie heißt du, und woher kommst du?»

Pauline schluckte und räusperte sich. «A... also mein Name ist Pauline Schmitz. Ich komme aus Bad Bertrich, aber ich habe bis ... bis vor kurzem noch in Bonn gearbeitet.»

«Aha. Das erklärt, wie du so schnell hier sein konntest. Hast du Referenzen vorzuweisen?»

Pauline wurde rot. «N-nein, leider haben mir meine letzten Arbeitgeber kein Zeugnis geschrieben.»

«Warum nicht?» Argwöhnisch hob die Hausherrin die Brauen an.

Pauline überlegte fieberhaft und entschied sich für eine Notlüge. «Sie sagten, dass ich zu kurz in ihrem Dienst gestanden hätte. Ich war wirklich nicht lange dort. Als mein Onkel gestorben ist, wollte ich weg und ...»

«Dein Onkel?», unterbrach sie die Frau des Kaufmanns ungeduldig. «Und was ist mit deinen Eltern?»

«Sie sind tot. Ich habe keine Verwandten mehr.»

«Das ist traurig.» Die Stimme der Hausherrin klang vollkommen gleichgültig. «Nun gut. Du machst einen ganz ordentlichen Eindruck. Das Kleid, das du da anhast, ist ein abgelegtes von deiner früheren Herrschaft, nehme ich an? Mägde können sich solchen Stoff normalerweise nicht leisten. Aber es sieht ja noch ganz gut aus, und dann muss ich dich wenigstens nicht einkleiden. Zeig mal deine Hände.»

Pauline stellte ihre Tasche ab, die sie bisher noch immer fest umklammert hatte, und hielt der Frau ihre Hände hin.

«Hm, schlecht. Keine Schwielen. Hast wohl nur leichte Arbeit verrichtet, was? Oder bist du vielleicht wegen Faulheit entlassen worden?»

«Nein, ganz gewiss nicht!», rief Pauline erschrocken. «Ich habe auf die Kinder aufgepasst und ...»

«Ein Kindermädchen warst du?» Erneut traf Pauline ein Blick unter hochgezogenen Augenbrauen. «Na, vielleicht kannst du dann unserer Elfie ein wenig zur Hand gehen, wenn es nottut. Ansonsten wirst du dich um den Haushalt kümmern. Ich gebe dir eine genaue Aufstellung der Arbeiten, die du jeden Tag zu erledigen hast. Erst einmal für zwei Wochen auf Probe, dann sehen wir weiter. Wenn ich zufrieden mit dir bin, erhältst du neben freier Kost und Logis drei Mark im Monat. Mittwochs und sonntags je eine freie Stunde für den Kirchgang, jeden zweiten Sonntag ein freier Nachmittag. Ansonsten hast du dich jederzeit zur Verfügung zu halten. Müßiggang dulde ich nicht. Verstanden?» Ehe Pauline etwas darauf antworten konnte, wandte sich ihre neue Arbeitgeberin ab. «Komm mit, ich zeige dir deinen Schlafplatz. Danach setzte ich den Dienstvertrag auf und gebe dir deine Anweisungen.»

Kapitel 2

Bibbernd lag Pauline unter ihrer Wolldecke, die Knie bis zum Kinn angezogen. Mit den Händen rieb sie über ihre eiskalten Schienbeine und Füße. Nun war sie also ein Dienstmädchen. Ihre Arbeitgeber waren Ariane und Marius Stein. Er war ein sehr erfolgreicher und wohlhabender Kaufmann, sie stammte aus einer Bankiersfamilie. Sechs Kinder zwischen sieben und achtzehn Jahren hatten sie und noch einige weitere Dienstboten: einen Hausdiener, eine Köchin, einen Knecht, ein Kindermädchen und

noch eine weitere Magd, die sich aber in Kürze verheiraten wollte. Ihren Platz sollte Pauline einnehmen.

Natürlich war sie glücklich und erleichtert, dass ihr der Zufall zu Hilfe gekommen war. Aber schon nach den wenigen Stunden, die sie im Haushalt Stein verbracht hatte, war ihr klar geworden, was für ein Leben ihr hier bevorstehen würde. Tine, die andere Magd, hatte sie bereits eingearbeitet. Pauline war sich aber nicht sicher, ob sie all die anfallenden Aufgaben jemals würde bewältigen können. Es galt, das Haus zu putzen, das Silber zu polieren, Töpfe und Geschirr zusammen mit der Köchin zu spülen, Teppiche zu klopfen, Silber, Türdrücker, Ofentüren und Fenster zu reinigen, ebenso die Wasch- und Nachtgeschirre sowie alle Lampen. Die Betten mussten geklopft und bezogen und die einzelnen Zimmer gründlich gesäubert werden. Auch für Botengänge und Einkäufe musste sich Pauline bereithalten und, falls nötig, dem Kindermädchen Elfie bei der Beaufsichtigung der jüngeren Kinder helfen. Und all das nach streng festgelegten Tages- und Wochenplänen.

Pauline seufzte leise. Sie hatte sich nie Gedanken über die Arbeit der Dienstmädchen im Haushalt der Buschners gemacht. Schon nach wenigen Stunden hier wusste sie, dass es Knochenarbeit war.

Seit ihrer Kindheit hatte sie allein mit ihrem Onkel, Theobald Schmitz, einem bekannten Badearzt aus Bad Bertrich, zusammengelebt. Natürlich hatten sie eine Wirtschafterin gehabt, Agathe, die für den Haushalt zuständig war und kochte. Außerdem kümmerte sich ein Hausdiener um den Onkel und erledigte die schweren Arbeiten wie Holz hacken und schwere Kisten schleppen.

Pauline hatte erst die Volksschule besucht und danach eine

kleine private Mädchenschule, die von einem Frauenverein ins Leben gerufen worden war. Ihr Onkel hatte alles dafür getan, ihr eine gute, umfassende Ausbildung zu ermöglichen, ganz so, wie es der Wunsch ihrer Eltern gewesen war. Diese waren vor vielen Jahren bei einem Unfall mit einer Kutsche ums Leben gekommen. Leider war Pauline von dem Erbe ihrer Eltern nicht viel geblieben. Lediglich eine kleine Mitgift, die der Rede kaum wert war, und die Kosten für ihre Ausbildung waren abgedeckt. Das bescheidene Vermögen ihrer Eltern hatte ein Cousin geerbt.

Dennoch hatte Pauline sich nie als arm empfunden. Sie hatte ein behagliches Zuhause; ihr Onkel war ein ruhiger, freundlicher Mann gewesen, der sie gern hatte und sich bemühte, ihr eine gute Erziehung zukommen zu lassen.

Pauline hatte es ihm in diesem Punkt leicht gemacht. Sie liebte Bücher, hatte Stunden in seiner kleinen Bibliothek zugebracht oder in der Schulbücherei. Sie hatte sich bemüht, immer zu den besten Schülerinnen zu gehören, und konnte neben Lesen, Schreiben und Rechnen auch Englisch, Französisch und Italienisch sprechen und schreiben. Sie verfügte über Kenntnisse in Geographie und Geschichte, hatte Pianoforte- und Tanzunterricht erhalten und bei Gesellschaften immer wieder mit ihrer schönen Singstimme für Beifall gesorgt. Sie konnte nähen, sticken und knüpfen, hatte Zeichenunterricht erhalten und so manche Stunde mit dem Bemalen von kleinen Kommoden, Stühlen oder Truhen zugebracht. Auch die Grundzüge der Haushaltsführung waren ihr vertraut.

Selbstverständlich hatte all diesen Bemühungen um eine umfassende Ausbildung der Wunsch des Onkels zugrunde gelegen, sie eines Tages gut zu verheiraten. Und Interesse hatte sie tatsächlich bei so manchem Mann geweckt. Der Onkel hatte sich aber

nicht recht entschließen können. Je länger sie zusammenlebten, desto weniger wollte er sie fortgehen lassen. Manch wohlmeinender Nachbar oder Freund hatte ihn gemahnt, Pauline nicht zur alten Jungfer verkümmern zu lassen, doch Onkel Theobald hatte immer lachend abgewinkt. Alte Jungfer? Nein, das war seine geliebte Pauline gewiss nicht. Sie hatte noch so viel Zeit, so viele Möglichkeiten. Als der Onkel plötzlich an einem Gehirnschlag starb, war Pauline von einem Tag auf den anderen allein. Ihr Cousin hatte auch dieses Erbe eingestrichen, noch bevor alle Trauerfeierlichkeiten vorbei und alle Tränen getrocknet gewesen waren. Zwei Wochen später fuhr er bereits auf einem Schiff in Richtung New York.

Und nun war sie also eine Magd. Gewaltsam bemühte sie sich, die Zeit in Bonn aus ihren Gedanken auszuklammern. Es brachte nichts, sich über Vergangenes zu grämen. Vielmehr musste sie sich auf die Gegenwart konzentrieren. Niemand hier wusste von ihrer Ausbildung und von ihrem Wunsch, als Gouvernante ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Vermutlich hätte ihr auch kaum jemand geglaubt, geschweige denn ihr die Chance gegeben, ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Nicht nachdem sie in einem schmutzigen Kleid und mit nichts als einer kleinen Reisetasche und ohne jede Referenz durch Köln geirrt war. Sie musste Fortuna wirklich dankbar für die Anstellung sein, obwohl sie erbärmlich fror und ein nagendes Hungergefühl in ihrer Magengrube saß. Frau Stein hatte ihr lediglich einen Teller Wassersuppe und einen Kanten Brot zum Abendessen zugestanden; das war das Einzige, was Pauline heute gegessen hatte. Sie hatte auch keine eigene Schlafkammer. Ihr Lager befand sich auf einem winzigen Hängeboden über dem Hausflur, der nur über eine wackelige Hühnerleiter zu erreichen war, die tagsüber abgeschlagen wurde.